

9
bpo
DIE RELIGION
ALS
WILLE ZUM EWIGEN LEBEN.

EIN VORTRAG

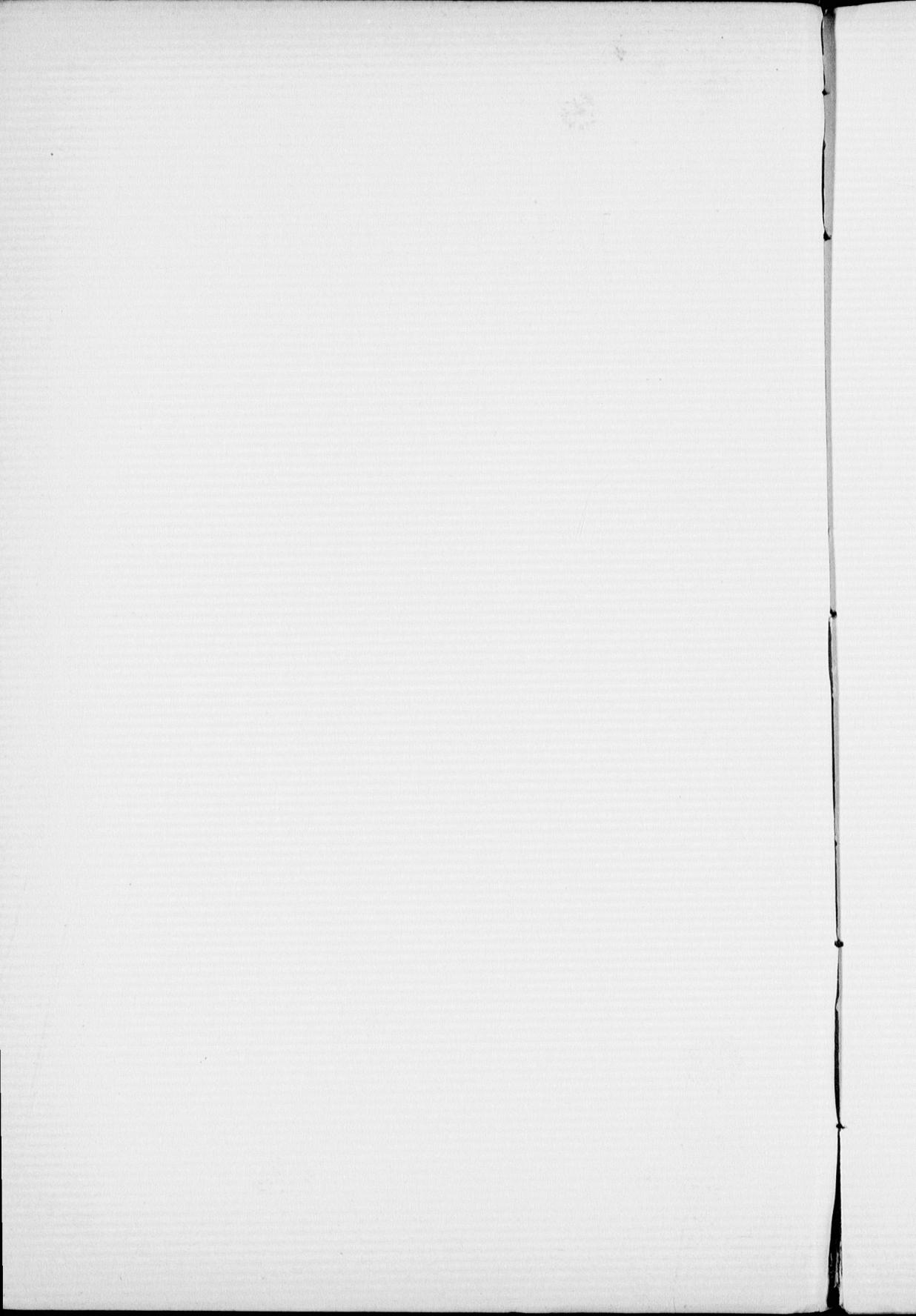
von

Prof. Dr. ALFRED WEBER.

רָאֶת יְהוָה לִחְיָם

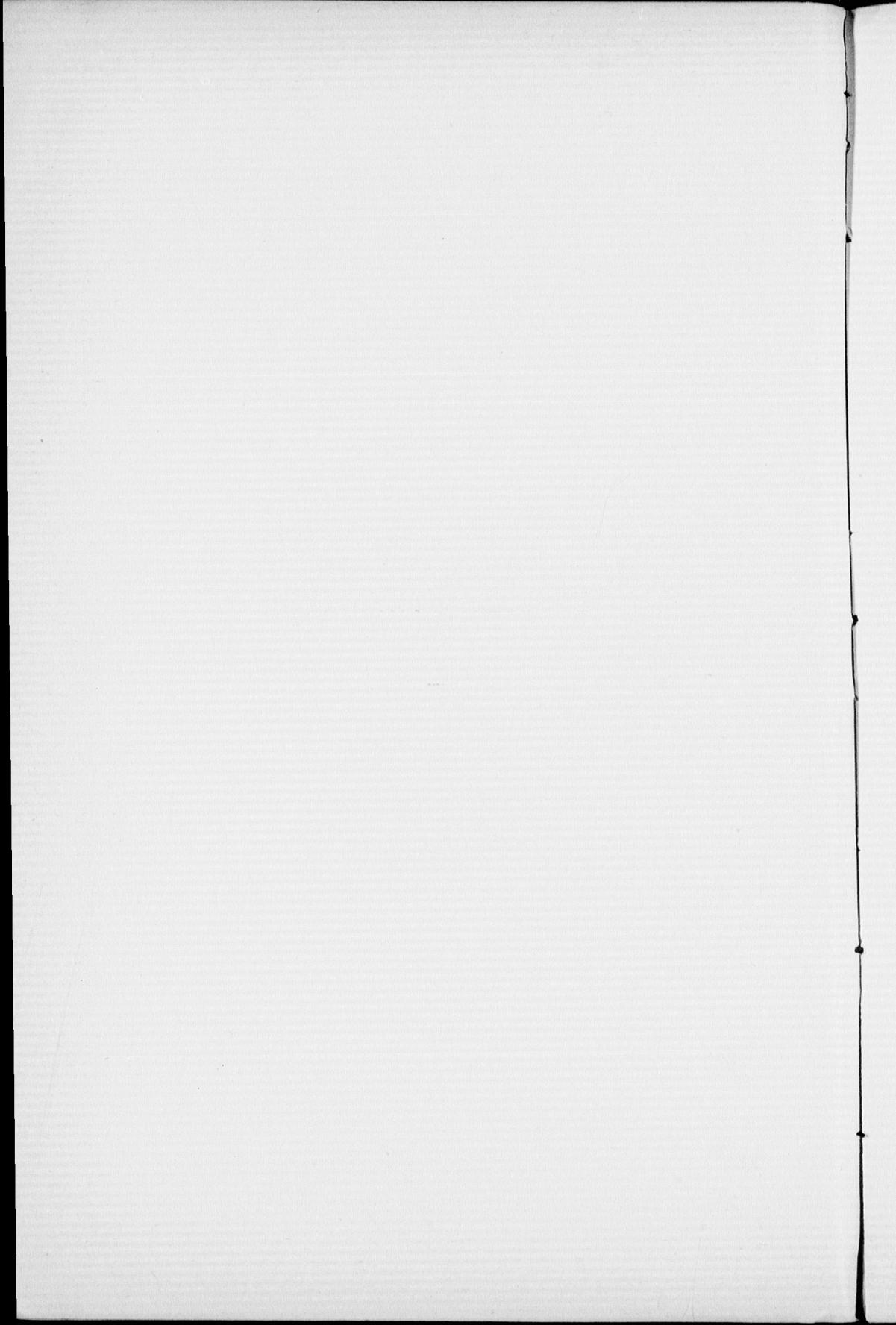
Prov. 19, 23.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1888.



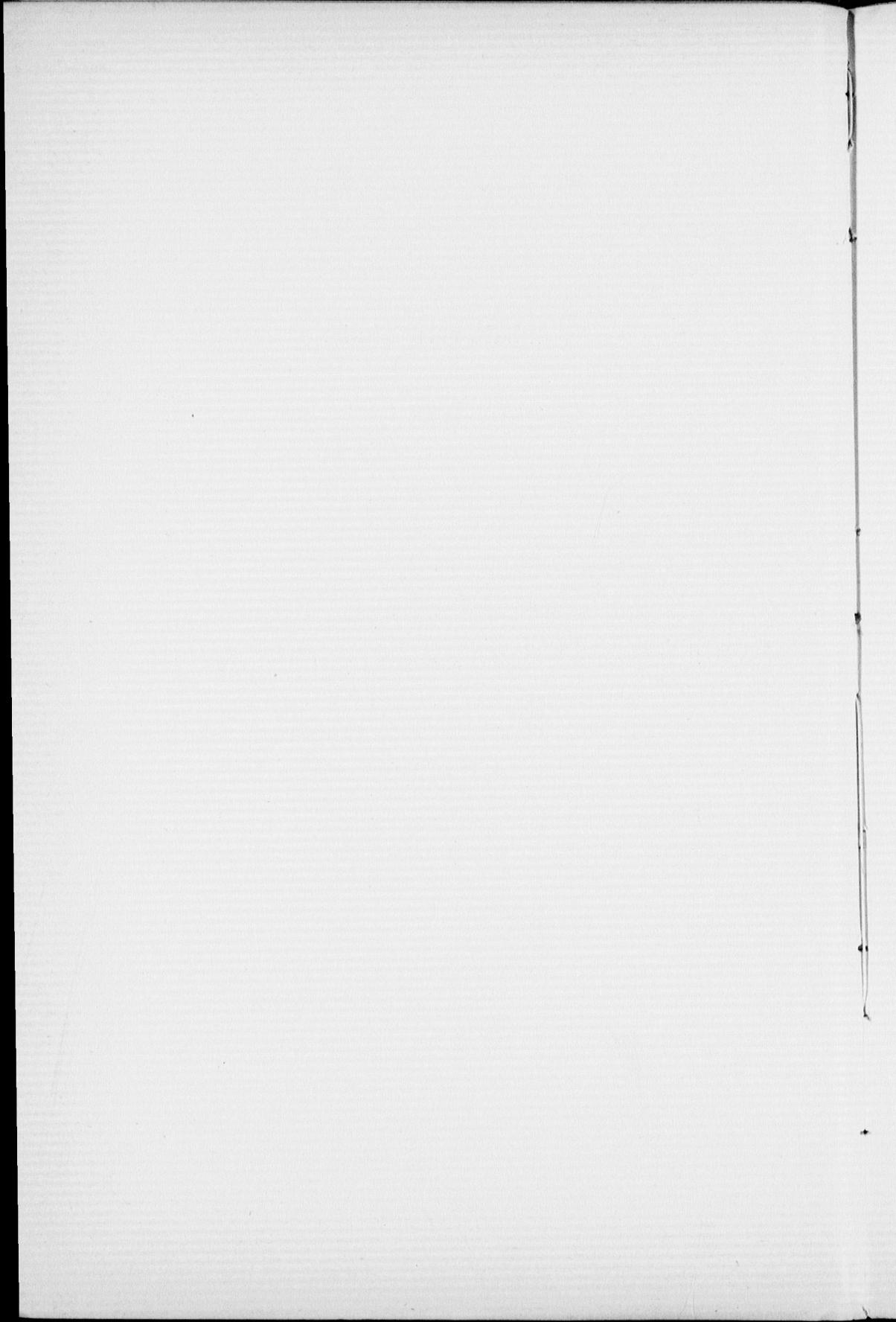
UNSEREM GYMNASIUM

1538—1888.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	IX
1. Religion im Allgemeinen	1
2. Wesentliches und Secundäres im Begriff der Religion	1
3. Quelle der Religion	2
4. Religion und Unsterblichkeitsglaube	3
5. Anfänge der Religion	3
6. Religion, Metaphysik und Moral	5
5. Einwürfe und Abwehr.	7
8. Weitere Einwürfe	7
9. Religion und Religionen	9
10. Die religiöse Entwicklung der Menschheit	10
11. Religion und Volkstum	11
12. Die Entwicklung des religiösen Vorstellens und Handelns:	
Erste Stufe	12
13. Zweite Stufe.	12
14. Dritte Stufe	14
15. Die Relativität der Begriffe Polytheismus und Monotheismus	17
16. Das perenirende Wesen der Religion	18
Erläuterungen und Citate	23
I. Zu § 2	25
II. Zu § 5	26
III. Zu § 12	28
IV. Zu § 13	32
V. Zu § 14	44



VORWORT.

Folgender Vortrag wurde zuerst im November 1874, zum zweiten und letzten male mit unwesentlichen Abänderungen im Mai 1880 gehalten. Letzteres Datum mag darüber entscheiden inwieweit derselbe von der einschlägigen Litteratur der letzten Jahrzehnte beeinflusst resp. unabhängig ist.

Zur Verständigung mit denjenigen die, den Reichtum christlichen Glaubenslebens und christlicher Liebesthätigkeit erwägend, unsern Religionsbegriff als einseitig unddürftig erachten werden, sei bemerkt, dass es sich hier um Feststellung eines Rahmens handelte, worin die niedrigsten und elendesten sowohl als die höchsten und reichsten Religionsformen, sowohl der «wildwachsende» Fetischismus als das durch jahrtausendelange «Erziehung des Menschengeschlechts» gezüchtete Christentum Platz finden, und dass der Inhalt eines solchen Allgemeinbegriffs stets im umgekehrten Verhältnis zu dessen Umfang steht. Wir wollten eben nur

zeigen was alle Religionen ohne Ausnahme sind, und dass dieses ihnen gemeinsame Wesen nicht intellectueller, sondern affectiver Natur, nicht Vorstellung, nicht Idee — auch nicht, wie Max Müller annimmt, die Idee des Unendlichen — sondern Wille ist. Wir wollten den Causalzusammenhang nachweisen, der zwischen aller Religion und der Thatsache des Todes besteht, den Beweis führen, dass alle Religion — auch wo der Schein wider uns zeugt — ein Protest gegen den Tod ist.

April 1888.

A. W.

Religion ist, im subjectiven Sinne, die den Menschen als Gattung charakterisirende Scheu vor eingebildeten oder aber wirklich existirenden «Mächten», von denen er annimmt, dass sie einen entscheidenden Einfluss auf sein Schicksal ausüben, und durch ein bestimmtes Verhalten von seiner Seite günstig gestimmt oder wenigstens unschädlich gemacht werden können; objectiv, das Ganze der Vorstellungen, Gebräuche und Institutionen, welche aus dieser «frommen Scheu» hervorgegangen.

Religion ist Scheu, also zunächst Gefühl, Trieb (Wille und Widerwille), eine Erscheinung affectiv-pas-sioneller, nicht intellectueller, Natur. Sie ist, populärer ausgedrückt, zunächst und in erster Linie, Sache des Herzens, nicht des Verstandes. Daher ihre Macht und ungeheuere Rolle in der Weltgeschichte.

Sie ist 2) Scheu vor imaginären oder wirklich existirenden (in einem Worte vorgestellten) Wesen. Damit ist als zweites und secundäres Element des religiösen Phänomens die Vorstellung ausgesprochen (welche Hegel in systematischem Interesse und mit Unrecht als das wesentliche in demselben bezeichnet). Religion ist in erster Linie Affect, Trieb, Wille, in zweiter: Vorstellung.

Und zwar 3) Vorstellung von Mächten, von denen angenommen wird, dass sie . . . durch ein bestimmtes Verhalten von unserer Seite günstig gestimmt, bzw.

unschädlich gemacht werden können. Hiermit ist ein drittes im Begriff der Religion enthaltenes Element namhaft gemacht: die Religion, die in erster und zweiter Linie ein Empfinden und Vorstellen, ist drittens ein Thun, ein praktisches Verhalten, worin jene Scheu zum Ausdruck, jene Vorstellungen zur Darstellung gelangen (*Cultus*: Opfer, Gebet, fromme Sitte).

3. Quelle
der
Religion.

Ist Religion wesentlich der aus Zu- und Abneigung gemischte Affect der Scheu, den wir der Macht gegenüber empfinden, der wir entscheidenden Einfluss auf unser Schicksal zuschreiben, so ist damit die Antwort gegeben auf die vielventilirte Frage nach ihrem Quell und Ursprung.

Sie lautet:

Urquell der Religion ist der Selbsterhaltungstrieb im Bunde mit der dichtenden Phantasie und deutenden Reflexion. Aus Wille und Einbildungskraft ist die Tochter «Religion», aus dem Widerwillen vor Tod und Vernichtung (*horror nihili*) ist die Scheu vor deren vermeintlichen oder wirklichen Ursachen, aus der Todesfurcht die Gottesfurcht erzeugt. Primus in orbe deos fecit timor ist, in diesem Sinne, ein wahres Wort, so wie auch jenes andere dass, wenn der Mensch nicht stürbe, er auch keine Religion hätte, und jenes dritte: Der grosse Lehrmeister der Religion ist der Tod.¹ Dies ist er, in

¹ Am allerwenigsten werden diesem Satze unsere Churfreitags- und Osterprediger widersprechen, auch diejenigen nicht, die an einem 1. oder 2. November den Père-Lachaise oder den Montmartre-Friedhof besucht haben. Es gibt Leute, die kaum je einen Sonntagsgottesdienst besuchen, bei keiner Leichenfeier aber in ihrer Nähe fehlen. Am gähnenden Grabe wird auch der Irreligiöse religiös, auch der Ungläubigste gläubig. Legion sind übrigens die Bibelstellen — um nur vom Christentum zu reden — worin die hier betonte innige Beziehung zwischen Religion und Tod resp. Leben mit unverkennbarster Deutlichkeit an den Tag tritt. Vgl. § 15.

der That, von Anfang an gewesen; denn wer ihn fürchtet, das Leben unbedingt will, fürchtet eo ipso die Macht, die über beide verfügt, hat eo ipso Religion. Den Tod aber fürchten wir alle: daher die ausnahmslose Universalität der Religion. Hätte das Tier die schöpferische Phantasie und abstrahirende Intelligenz des Menschen, und wüsste es vom Tode, so hätte auch das Tier Religion, denn es hat mit dem Menschen den Willen zum Leben, den «Urheber» der Religion, gemein.¹ Im Menschen aber provocirt derselbe (negativ ausgedrückt: der horror nihili) die Einbildungskraft, er reizt sie, erregt sie, gibt sie sich zur Helferin. Alle Angst beflügelt ja die Phantasie, erblickt, zumal im Dunkeln und Rätselhaften, Gespenster, verderbendrohende Erscheinungen, und dies gilt *κατ' ἔργον* von der «religiösen» Angst, die uns des Todes Rätsel einflössen.

Dass alle Religion aus dem Selbsterhaltungstriebе 4. Religion
fliest und im letzten Grunde nichts anderes ist als dieser Unsterblichkeits-
Trieb von der Kehrseite angesehn (das Nichtsterbenwollen), glaube.
zeigt sich in möglichst durchsichtiger und unverkennbarer Weise im Unsterblichkeitsglauben und Ahnencult, der fast überall aufs innigste mit ihr verbunden, ja mit ihr identisch erscheint. Ist doch dieser Glaube nichts anderes als der sich bis in den Tod und über den Tod hinaus behauptende und bejahende Wille zum Dasein.²

Vermöge aber der Neigung, die der Naturmensch mit 5. Anfängen
dem Kinde gemein hat, sich selbst mit seinem Vorstellen, der Religion.
Empfinden und Wollen in die Natur hinein zu dichten (Anthropopathismus), stellt er sich die Ursachen von Krankheit und Tod, Freude und Leid, als willkürlich

¹ Auch finden wir dieselbe, wenigstens schon vorgebildet, z. B. im Verhältnis des Hundes zu seinem Herren. ² Vgl. § 15.

handelnde Wesen vor, die, je nachdem sie ihm wohl oder übel wollen, Glück oder Unglück, Sterben oder Leben über ihn verhängen. Der Unterschied zwischen denjenigen Schicksalsherren, von denen überwiegend gutes kommt (den eigentlichen «Göttern» des Polytheismus) und den systematisch neckischen und schädlichen (den «Dämonen») ist in den Anfängen religiöser Entwicklung ein durchaus schwankender. Jene zeigen sich ja nicht ausschliesslich Leben und Segen spendend, diese nicht unbedingt schädigend und verderbend. Von der Sonne z. B., also von demjenigen unter den «höhern Wesen» welches nächst Blitz, Donner und Gewittersturm, den allermächtigsten Eindruck auf den Naturmenschen hervorbringt, einen so überwältigenden Eindruck, dass nicht wenige Mythologen alle Religionen auf den Sonnencultus zurückzuführen geneigt sind, von der Sonne geht beides aus, befruchtende Wärme und verderbende Glut, Leben und Tod. Derselbe Wassergott, der heute in wilder Flut verheert und verdirbt, ist morgen wieder ein Quell der Labung und des Lebens. Der Gott, so schliesst der Naturmensch, ist also weder unbedingt gut und menschenfreundlich noch unbedingt bösartig, sondern nur überwiegend das eine oder das andere.

Das dieser Auffassung entsprechende «religiöse Gefühl» ist weder Liebe noch Hass, weder unbedingte Achtung und Verehrung, noch schlechthinige, wenn auch verdeckte, Abneigung, sondern jene zwischen amor und horror oscillirende Empfindung, die wir nicht besser als mit dem Worte Scheu bezeichnen können. Geliebt wird der Gott nur insofern er sich gütig erweist, die Wünsche des Menschen erfüllt; gehasst nur insofern er ihn schädigt. Es kommt am Ende alles darauf an, dass er, gleichviel ob an sich gut oder bösartig, dem Menschen günstig gestimmt, oder doch, falls dies nicht möglich und seine Macht als eine verhältnismässig ge-

ringe gedacht wird, unschädlich gemacht werde. Dies aber geschieht im Cultus, beziehentlich im Zauberwesen (praktische Religion).

Während also der religiöse Trieb (der Wille zum ewigen Leben) einerseits die Phantasie, überhaupt die theoretischen Geisteskräfte erregt, und vermittelst derselben eine Mythologie, Theologie, Metaphysik schafft, bestimmt er auf der anderen Seite das praktische Verhalten des Menschen. Und gleichwie jenes religiöse Phantasiren und Theoretisiren die Urform alles Philosophirens ist, so ist dieses praktische Verhalten des Menschen gegen seine Götter (im weitesten Sinne, also gegen die Väter, Ahnengeister, Fetische, gegen den vergötterten König, den vergötterten Staat u. s. w., u. s. w.), welches wir schlechtweg als Cultus bezeichnen, die Urform des sittlichen Handelns, die elementare Sittlichkeit.

Religion, Philosophie und Moral sind demnach in ihrem Ursprunge identisch. Dem Baume und seinen Teilen gleich, bilden sie in ihren Anfängen ein innig zusammengehörendes Ganzes worin der Selbsterhaltungstrieb die gemeinsame verborgene Wurzel, Religion den mächtigen Stamm, Theologie und Philosophie Aeste und Zweige, der Cultus oder die religiöse Sitte (Moral) Blüten und Früchte darstellt. Zwar, wie die Aeste und Zweige mit ihren Blüten und Früchten vom Stamme sich zu entfernen streben, so auch die Philosophie und Moral in ihrer Entwicklung. Aber sie sind nichtsdestoweniger eines Wesens mit ihrem Stamme, der Religion. Es ist der eine und universelle Selbsterhaltungstrieb, der sich auf verschiedenen Wegen, in der Religion und Moral durch Frömmigkeit und Tugend, in der Theologie und Philosophie als denkende Betrachtung und Erkenntnis befriedigt.

7. Einwürfe und Abwehr. Allerdings bilden die Geschichte der Religion und die Geschichte der Philosophie vielfach einen scharfen Gegensatz: eine ernsthafte Instanz aber gegen ihre Wesenseinheit lässt sich aus dieser Thatsache nicht herleiten. Denn wie schroff auch immer die griechische Philosophie gegen die homerischen Götter, die moderne gegen die kirchliche Scholastik auftreten mag, sie sind nichtsdestoweniger beide aus der Theologie, als ihrer historischen Voraussetzung hervorgegangen, so gut wie die atheistische indische Metaphysik eines Buddha und Kapila aus dem Brahmanismus.

Religion, so entgegnet man uns, ist Glaube; Philosophie ist Zweifel. Weit entfernt also identisch zu sein, bilden sie in Wahrheit conträr entgegengesetzte Begriffe und Mächte. Wir antworten: Religion ist Wille zum Leben, Philosophie ist Wille zum Wissen, Wissbegierde.¹ Was ist aber Wissbegierde im letzten Grunde wenn nicht der Wunsch über die Dinge zu herrschen, sie uns dienstbar resp. unschädlich zu machen (F. Bacon),² was ist sie anderes als Wille zum Dasein? Aus diesem ist die Magie und Mantik (Machtgewinnung über die das Dasein bedingenden Mächte), aus Zauberei und Wahrsagerei das Priestertum, aus dem Priestertum die Theologie, aus der Theologie die Philosophie und Naturwissenschaft hervorgegangen; ursprünglich sind der Zauberer und Wahrsager, der Priester, der Theologe, der Weltweise und Naturkenner ein und dieselbe Person, und heute noch, ja innerhalb des Christentums, gibt es sowohl Einzelne als Gemeinschaften, denen der Priester eo ipso als der Gelehrte und Naturkundige, als der Zau-

¹ Aristoteles, Metaphysik I, 1. ² Aristoteles freilich belobt in beredten Worten die Interesslosigkeit der Philosophie im Unterschiede von den übrigen Wissenschaften, verwechselt aber in diesem Punkte die Metaphysik mit der Kunst.

berer und Arzt *κατ' ἔργαν* erscheint, ganz wie im alten Aegypten, Indien, Gallien. In der naiven Vermischung dieser Functionen und Fertigkeiten hat sich die Erinnerung ihrer einstigen Identität bis auf unsre Tage erhalten.

Nicht minder hinfällig ist der gegen unsern anderen Satz (Identität von Religion und Moral nach Ursprung und Wesen) erhobene Einwand, dass die meisten tiefer stehenden (sog. heidnischen) Culte nicht nur mit der Sittlichkeit nichts zu thun haben, sondern in directem Gegensatze zu ihr stehn, ja dem sittlichen Gefühle geradezu Hohn sprechen, dass Elternmord, Selbstmord, Selbstverstümmelung, Prostitution, ja der Genuss von Menschenfleisch u. s. w. vielfach als gottesdienstliche Handlungen gelten, dass, selbst in den höchsten Religionsformen, Religiosität und Moralität keineswegs Hand in Hand gehen, dass der eifrigste Kirchgänger ein ganz immoralischer Mensch sein kann u. s. w. Immoralisch sind jene Culthandlungen, und im höchsten Grade, wenn wir sie von der Höhe unserer Bildung und lediglich nach ihrer materialeen Seite betrachten. Nach Massgabe aber des religiösen Standpunkts, dem sie entstammen, und in rein formaler Beziehung betrachtet, sind sie es keineswegs. Es ist vielmehr derselbe sittlich-religiöse «Imperativ», der die Hetäre des Aphroditetempels zur Prostitution um ihrer Gottheit willen und die Nonne zur Entsaugung, die Hinduwittwe zum Selbstmord und die barmherzige Schwester zur Selbstopferung bestimmt.¹ Allgemein und unwandelbar ist das Sittliche nur nach seiner for-

8. Weitere
Einwürfe.

¹ Unserm Satze, dass alle Religion aus dem Willen zum Leben entspringt, Wille zum ewigen Leben ist, widersprechen diese Cult-handlungen (Selbstopferung, Entsaugung u. s. w.) nur scheinbar, denn ihr letzter Zweck ist ja gerade Gewinnung des ewigen Lebens. Vgl. § 15.

malen Seite, nämlich als Gesetz, als Befehl («Du sollst»), aber veränderlich und nach Massgabe der menschheitlichen Gesamtentwickelung perfectibel ist es in seinem Inhalte, in seinem Objecte, in seiner Materie («Was sollst du?»).¹ Es gibt, in materialer Hinsicht, weder eine absolute Sittlichkeit, noch eine absolute Religion und Philosophie, sondern eine werdende, und vieles, was uns heute sittlich und fromm dünkt, dürfte spätern Geschlechtern ebenso unsittlich erscheinen, wie uns etwa die altbabylonische Prostitution und der phrygische Phallusdienst. Unverändert durch alle Zeit bleibt lediglich der in den verschiedensten Graden, aber von allen empfundene sittliche Trieb: und dieser ist identisch mit dem religiösen, denn er geht auf Selbsterhaltung durch Erfüllung des im Gewissen sich kundgebenden Willens zum Guten. Die heidnische Sittlichkeit verhält sich genau zur heidnischen Gottesidee wie unsere Sittlichkeit zu unserem theologischen Standpunkt. Der Christ aber, der allen seinen «religiösen» Pflichten nachkommt, jedoch aller «Moral» zuwiderhandelt, ist entweder ehrlich, d. h. er glaubt wirklich seinen Gott täuschen oder doch zu seinen Gunsten überreden zu können, und in diesem Falle steht er auf dem Standpunkte des naivsten Fetischismus, — oder er verrichtet seine «religiösen» Pflichten lediglich um der Welt und seines weltlichen Interesses willen, und in diesem Falle ist er eben nur nominell ein Christ. In keinem aber von beiden Fällen kann von einem inneren Widerspruch zwischen Religion und Moral die Rede sein, denn ein wirklicher Christ, d. h. ein auf der Höhe des Christentums stehender Mensch ist unser «Immoralischer» weder so noch so.

¹ Als unwandelbarer formal-materialer Satz der Moral kann blos das Princip gelten: Handle gewissenhaft (deinem Gewissen gemäss).

Auch die Kantischerseits erfolgten Schilderhebungen zu Gunsten einer «unabhängigen Moral» dürfen uns nicht irre machen. Moral kann sich wohl von dieser oder jener positiven Religionsform lossagen, nicht aber von der Religion überhaupt emancipiren. Alle Moral ist im tiefsten Grunde religiöse Praxis, Gottesdienst, so wie alle Philosophie wesentlich religiöse Theorie, Theologie ist. Umgekehrt mündet jede Religion in eine Moral. Auch die «unabhängige Moral» ist eine Religion, ein Cultus. Moral ohne allen und jeden religiösen Untergrund ist Selbstdäuschung oder Schwindel.

Eine allgemein menschliche Erscheinung, besondert ^{9. Religion} und sich die Religion, wie der menschliche Gattungstypus ^{und} Religionen. selbst, in mannigfaltigster Weise. Mit andern Worten: es gibt viele Religionen, deren Unterschied durch den Unterschied ihrer Träger, Individuen, Völker, Rassen, bestimmt wird.

Dieser Satz erscheint zwar in unsren Tagen beinahe allgemein als selbstverständlich, ist es jedoch noch nicht so lange her. Vielmehr galt im Mittelalter und bis in die neuere Zeit als die einzige Religion das Christentum und wurde den anderen Culten diese Bezeichnung abgesprochen. Die grossen Religionen Asiens, Brahmanismus, Buddhismus, Mazdäismus u. s. w. waren eben noch fast gänzlich unbekannt. In Folge aber des Bekanntwerdens des Veda, des Tripitaka, des Zendavesta, ging eine neue Welt auf, in deren Licht das Christentum auch jetzt noch als die höchste und vollkommenste Religion, aber nicht mehr als die einzige erscheint. Es ist, unter den Religionen, nur prima inter pares, und jene sind Vorstufen zu ihm.¹ Als eine solche Vorstufe galt ehemal höchstens die Religion des Alten Testaments, das Juden-

¹ Max Müller, Essays, Vorrede.

tum, wenn auch schon im 12. Jahrhundert der grosse Scholastiker Abélard den Ausspruch zu thun wagt, dass die Systeme eines Sokrates und anderer «Heiden» dem Christentum eben so nahe, ja näher stehn als das Judentum. Heute aber erscheint uns die Religion, wie alles übrige im Gebiete des Geistes und der Natur, als Geschichte, und die Geschichte als ein Entwickelungsprocess, der mit den unvollkommensten Formen beginnt und in den vollkommensten gipfelt, so dass der Unterschied zwischen den Religionen nur ein gradueller ist.¹

10. Die
religiöse
Entwickel-
lung der
Menschheit.

Die religiöse Entwicklung der Menschheit haben wir indess nicht mit Hegel und anderen übereifrigen Systematikern als eine durchaus stetige, von Stufe zu Stufe gleichmässig fortschreitende zu denken; von jedweder voreiligen Geschichtsconstruction haben wir daher abzusehen, den Boden der Empirie unentwegt inne zu halten. Wie die Natur, so hat auch der menschliche Geist — der ja auch ein Stück Natur ist — neben seinen Fortschritten seine Rückbildungen und Verkümmерungen, neben der lebensvollen Evolution die todähnliche Involution und Stagnation. Auch darin ist die Sphäre des Geistigen, speziell des Religiösen, der Natur ähnlich, dass hier wie dort, neben den höheren und höchsten Formen die niedersten und rohesten Rudimente fortbestehn, neben dem Christentum, ja innerhalb desselben, der Pandämonismus und Fetischismus, wie neben dem Menschen der Wurm und Polyp. Es gilt hier, wie

¹ Dies ist, wie Max Müller (a. a. O.) sehr richtig bemerkt, im Grunde auch die Ansicht des grossen Heidenapostels wenn er sagt, Gott habe sich nicht umbezeugt gelassen, so wie diejenigen des Heiligen Augustinus, wie sie in folgenden merkwürdigen Worten der Retractationes (I, 13) zum Ausdrucke kommt: «Res ipsa quae nunc religio christiana nuncupatur, erat apud antiquos, nec defuit ab initio generis humani, quo usque Christus veniret in carnem, unde vera religio, quae jam erat, coepit appellari christiana».

in Natur und Weltgeschichte überhaupt : Rückschritte im Einzelnen, im Ganzen Fortschritt.

Entsprechend den Entwickelungsstufen menschlicher ^{11. Religion und} Gesellschaft, deren Urform, die Familie, zum Stamm ^{und} Volkstum. (<ψῆκτος, *tribus*), zum Volk und zum Völkercomplex sich erweitert, erscheint uns die Religion zunächst als Privatangelegenheit, Familiencult, Verehrung der Götter des Herdes mit dem Familienoberhaupt als Priester (*individuelle* und *particuläre Religion*), sodann in zweiter und in dritter Linie als Stammes- und als Volksreligion (*generelle Religion*). Ueber die Hausgötter erheben sich, ohne sie überall zu verdrängen, die Stammes- und Volksgötter, über den Privatecult der öffentliche Gottesdienst und das Priestertum als staatliche Institution.

Es entsprechen denn auch die meisten bedeutenden Religionen, in gewisser Beziehung alle, den hervorragenden Völkern und Völkercomplexen alter und neuer Zeit. Sie sind sämtlich *Volksreligionen*, und zwar teils solche, die sich zu *nomistischen Religionen* entwickelten, d. h. auf ein geschriebenes Gesetz (heilige Schriften) sich gründen (Brahmanismus, Mazdäismus, Confucianismus, Judentum u. s. w.), teils solche, die der heiligen Bücher entbehren (altgriechische, altrömische, altgermanische Religion u. s. w.).

Endlich 4) gibt es *universalistische Religionen*, d. h. solche, die, wie das Christenthum, der Islam und der Buddhismus, mit dem nationalen Particularismus brechen und den Anspruch erheben, *Weltreligionen* zu werden. Namentlich will das Christentum ausdrücklich nicht Religion irgend eines Volkes, sondern die Religion Aller sein, seine Bekänner von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht herbeiziehen, ohne Unterschied von Jude und Grieche, Römer und Germane.

Indess sind auch die *universalistischen Religionen*,

in ihrem Ursprung sowohl als in ihren historischen Besonderungen national bedingt. Selbst das Christentum vermag es nicht, «sich dem Einfluss der particulären Volksgeister zu entziehen, bei denen es Eingang gefunden».¹ Es hat sich den Formen dieser Volksgeister anbequemen, sich bei ihnen sozusagen naturalisiren müssen. Es ist bei den Völkern lateinischer Abkunft römischer oder lateinischer Katholicismus, bei den Griechen und den slavischen Völkern griechischer (orthodoxer) Katholicismus, bei den Germanen (Deutschen, besonders Norddeutschen, Dänen, Skandinaviern, Niederländern, Engländern) Protestantismus geworden, und es ist gewiss nicht Zufall, dass die kirchliche Karte von Europa und America so auffallend und mit so wenigen Ausnahmen den ethnographischen Verhältnissen beider Weltteile entspricht.

12. Die Entwickelungsstufen des religiösen Vorstellens und Handelns : Erste Stufe.

Dem Fortgange des Religionswesens vom Privat- und Hauscult zum Stammescult und von diesem zur Volksreligion und Weltreligion entspricht eine Entwicklung des religiösen Vorstellens und Handelns, deren Hauptmomente als Polydämonismus, Polytheismus und Monotheismus bezeichnet worden sind, doch richtiger vielleicht naiver Pantheismus, Oligotheismus und Monotheismus heissen sollten.

Auf ihrer niedrigsten Stufe (Kindheit der Theologie) ist die religiöse «Metaphysik» eine naive Allgötterei oder vielmehr — denn Götter mit festen Eigennamen und eine Götter hierarchie, wie sie dem Polytheismus eignen, kennt sie noch keine — Allgeisterei (Pandämonismus). Nicht als ob ihr das All als solches die höchste Gottheit wäre (philosophischer Pantheismus), sondern in dem Sinne, dass ihr alles Mögliche Gott ist oder doch sein kann: das erste beste Stück Holz so gut wie

¹ Max Müller a. a. O.

das lebendige Tier, ein auffallend geformter Stein so gut wie Sonne, Mond und Himmel. Dem Kinde ist eben alles neu, rätselhaft, interessant, imposant, dem kindischen Menschen alles göttlich; aber gerade weil ihm alles imponirt, imponirt ihm nichts unbedingt, nichts in absoluter und ausschliesslicher Weise, und sein Verhältnis zu den «Göttern» ist ein naiv familiäres, so familiär, dass er sie schmäht, züchtigt und durch andere ersetzt, sofern sie ihm nicht zu Willen sind.¹ Aber auch diese sind noch lange keine «Götter», keine «gute», geschweige «heilige», sondern weit mehr launige, neckische, zerstörungssüchtige Wesen, in einem Wort Kinder wie ihre Verehrer selbst, denn: in seinen Göttern malt sich der Mensch, in seinen Fetischen und Spuckgeistern der kindische Mensch.

So wie er aber in der Erkenntnis der Natur fortschreitet und sein Bewusstsein von Gut und Böse sich vertieft, gewinnen seine Götter, die erst individualitätslose Gespenster waren, mehr und mehr persönliche Umrisse und einen höheren ideal-sittlichen Charakter. Ihm gilt jetzt nicht alles mehr als gleich wichtig und göttlich, er ist wählerisch geworden. Nur eine beschränkte Anzahl von Naturerscheinungen würdigt er des Götternamens, und vorzugsweise solche, die eine gewisse Regelmässigkeit und Gesetzmässigkeit, somit eine Analogie mit der Sittlichkeit darbieten.

Welche Naturobjecte als Götter gelten, hängt zu-

13. Zweite Stufe.

¹ Um solche und andere im Anhang erwähnte «Praktiken» der «kindischen Religion» zu verstehen, betrachte man nur das Treiben unserer Kinder, sehe zu, wie die gnädige Frau per Du tractirt wird so gut wie Babette und Lisette, und zum Mitspielen genötigt wird so gut wie ihr kleiner Eduard. Jedenfalls ist vom Schleiermacherschen «schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl», wie bei dem Kinde aller Zeiten so bei dem Fetischdiener kaum eine Spur nachzuweisen.

nächst von den geographischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Völker ab: Wüstensöhne werden vorzugsweise Sonne, Mond, Sterne (Sabäismus), Hirten das sie ernährende Tier (Zoolatrie), Ackerbautreibende Völker die Mutter Erde und ihren Gatten, den leuchtenden Himmel, den allesüberstrahlenden Sonnengott, den Donnerer im Kampfe mit den Mächten der Finsternis u. s. w. verehren.

Diesen wenigen «Auserwählten» werden Eigen-namen beigelegt und die übrigen «Geister» als dienendes, beziehentlich rebellirendes Heer untergeordnet. Und wie über die «Geister» der «Gott» sich erhebt, so unterscheidet sich je mehr und mehr vom Zauberer der Priester, von der spielenden Magie der eigentliche und ernsthafte, aus Opfer und Gebet bestehende Gottesdienst, wenn auch letzterer den Charakter des Magischen nicht vollständig abzustreifen vermag.¹ An die Stelle der kindischen Allgötterei und spielenden Halbreligion ist der sogenannte Polytheismus (richtiger Oligotheismus), mit einem nach dem Vorbilde menschlicher Zustände hierarchisch gegliederten und monarchisch zugespitzten Göttersystem, getreten. Mit ihm steht die Theologie in ihrem kräftig aufstrebenden Jugendarter, reich an Phantasie und anthropomorphisirender Mythendichtung.

14. Dritte
Stufe.

Wie der ursprüngliche Pantheismus von der unmittelbaren Vergöttlichung des sinnlichen Gegenstands zum «Spiritualismus» fortschreitet, welcher den Gegenstand und den in ihm hausenden «Geist» mehr oder minder zu unterscheiden weiss, so hat auch der Polytheismus seine Abstufungen und Entwickelungsformen. Ausgehend von einem Naturalismus (Verehrung der personificirten Naturkräfte), der noch ganz und gar im Fetischismus

¹ Vgl. das opus operatum der katholischen Messe.

wurzelt, erhebt er sich, in allmähligem Fortschritte, zu stets höherer Idealisirung und Verabsolutirung der vorgestellten Gottheit, bis schliesslich, mit der Erkenntnis Gottes als des absolut guten, die höchste Stufe theologischer Entwicklung erreicht ist.

Letztere bezeichnen wir, dem Usus gemäss, als Monotheismus, bemerken jedoch, dass Monotheismus eine höhere und höchste Stufe religiöser Evolution nur insofern bildet, als dem quantitativen Unterschiede zwischen ihm und dem Polytheismus ein qualitativer Unterschied in der Auffassung des Göttlichen entspricht. Ist es doch am Ende gleichgültig, ob wir eine oder mehrere Gottheiten verehren, wenn der Inhalt unserer Verehrungsobjecte derselbe und jedes gewissermassen nur ein Exemplar, eine Besonderung eines und desselben Grundwesens ist,¹ wie dies etwa bei den «Hypostasen» der christlichen Trinität der Fall, so dass jedes das Absolute und Allvollkommene in besonderer Weise darstellt, und keinerlei Wesens- und Willenszwiespalt zwischen ihnen stattfinden kann. Entschieden gilt dies vom nachhomerischen hochentwickelten Polytheismus der Griechen, dessen Götter ja nur die einer überreichen Phantasie entsprungenen Personificationen der metaphysischen und moralischen Attribute des Zeus bedeuten, der thatsächlich der Einzige und Alles in Allen ist. Umgekehrt kann der Monotheismus, wie beispielsweise bei einzelnen semitischen Stämmen, in einem Mangel an schaffender Phantasie seinen Entstehungsgrund haben, und, seinem ethischen Gehalte nach, tief unter dem Polytheismus eines Kleanthes oder Plutarchos stehen. Also nicht jeder Monotheismus ist eo ipso eine dem Polytheismus überlegene Religionsform; es kommt vielmehr auf den Inhalt der Gottesidee, nicht

¹ Henotheismus nach Max Müllers Bezeichnung.

auf die Zahl der göttlichen Persönlichkeiten an. Wäre der Monotheismus als solcher schon und abgesehen von seinem ethischen Inhalte, die höchste Form der Religion, so wäre — was tatsächlich nicht der Fall — das Judentum und der Islam dem Christentum nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen, da ja die christliche Trinitätslehre keineswegs abstracter Monotheismus, sondern ein Compromiss zwischen diesem «semitischen» Standpunkte und dem indogermanischen Polytheismus, nicht Monotheismus im semitischen Sinne, sondern, um in Max Müllers Sprache zu reden, Henotheismus ist.

Allein es liegt in der Natur der Sache, dass neben einem hochentwickelten Gottesbegriff ein ernsthafter Polytheismus nicht bestehen kann, dass wo die höchste Macht, von der wir abhängen, als unbedingte Beherrscherin von Natur und Geisteswelt, i. e. W. als das Absolute anerkannt ist, eo ipso auch ihre Einzigkeit zur Grundlehre erhoben ist. Schon im civilisirten Heidentum sehn wir den polytheistischen Trieb in dem Masse schwinden und erlöschen, als die Gottesvorstellung eine idealere und in höherm Grade ehrfurchtgebietende wird. Wo endlich Gott als das allvollkommene Wesen ohne alle und jede Einschränkung gilt, da ergibt sich der Monotheismus als unvermeidliche logische Folgerung.

Der Machtvollkommenheit und Heiligkeit des *μόνος οὐθενὸς θεός* entspricht denn auch ein innerer und äusserer Cultus der, obgleich die Spuren früherer Anschauungen noch an sich tragend, von einem Geiste der Ehrfurcht und des sittlichen Ernstes durchdrungen erscheint, der dem Pandämonismus und dem Polytheismus in seinen Anfängen durchaus fremd ist. Jetzt erst, in ihrer vollen Reife, ist die Religion das geworden, als was sie Schleiermacher bezeichnet, nämlich schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl, denn jetzt erst ist ihr Object als das Absolute erkannt; jetzt erst ist der Cultus wirkliche Anbetung

(adoratio); denn jetzt erst ist Gott der Anbetungswürdige.

Dass es drei Hauptstufen theologischer Entwicklung und diesen entsprechend dreierlei Religionen, nämlich pandämonistische, polytheistische (oligotheistische) und monotheistische gibt, ist nicht so zu verstehn als ob jede Religion ausschliesslich nur ihren Typus repräsentirte, die andern dagegen absolut ausschlösse. Jede Religion vielmehr, jede bedeutendere Volksreligion wenigstens, geht durch die nachgewiesenen Stadien hindurch. Auch der von ethischem Idealismus durchtränkte Polytheismus, wie er uns in den Dichtern und Philosophen Griechenlands entgegentritt, ist aus kindischer Allgötterei hervorgewachsen; auch die Religionen, die als Urbilder des abstracten Monotheismus gelten, Judentum und Islam, entstammen dem Polytheismus; m. a. W. es gab eine Zeit, wo Hebräer und Araber Polytheisten waren. Jede bedeutendere Volksreligion hat den Fetischismus und Pandämonismus, den Polytheismus und einen mehr oder minder ausgeprägten Monotheismus als ihre eigenen Entwickelungsstadien an und in sich selbst erlebt, so dass diese in ihr (um hegelisch zu reden) als aufgehobene — und zwar vielfach im Sinne von aufbewahrten — Momenten vorhanden sind. Der Glaube an göttliche Verkörperungen ist heute noch, in den höchsten Religionsformen, ein nicht ganz überwundener Standpunkt. Im Messopfer ist der Gott wirklich und substantiell gegenwärtig; in den Reliquien Jesu und der Heiligen sind göttliche Kräfte wirksam; die Kirche sogar, der Tempel ist dem frommen Katholiken nicht blosses Bethaus, sondern wirklich und wörtlich der Ort, wo «Gottes Ehre wohnt.» Umgekehrt finden wir bereits im Heidentum, neben den kindischen Vorstellungen, Ansätze zu höheren, edleren Anschauungen und Glaubenslehren, wie die Güte Gottes, die Vergeltung

im Jenseits u. s. w. Desgleichen ist der Polytheismus, welcher den Uebergang vom Pandämonismus zum Monotheismus bildet, noch in diesem als ungelöster Rest enthalten. Selbst im Christentum ist ein solcher polytheistischer Rest vorhanden. Man kann kühn behaupten, dass es im Volke nie und nirgends zum stricten Monotheismus gekommen ist. Wo überall der Monotheismus officielle Religion, ist das Volk in seinen niedrigsten Schichten polytheistisch, ja fetischistisch. Der Italiener, dem seine Madonna, sein S. Carlo und S. Antonio höher steht als selbst Christus, ist nicht weniger thatsächlich ein Polytheist als der alte Römer und Grieche; sein Bilder- Amuletten- und Medaillenwesen ist der reinste Fetischismus. Umgekehrt sehn wir aber in jedem Polytheismus die höchstgebildeten und besten einem relativen Monotheismus huldigen (Xenophanes, Anaxagoras, Aristoteles).

Polytheismus und Monotheismus sind sonach ganz und gar relative Begriffe, und die Kategorie der Quantität als Einteilungsprincip zur Classification der Religionen nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Es sind eben theologische Begriffe, d. h. solche, die das Secundäre im religiösen Phänomen, die Vorstellung, nicht das primäre und substantielle Element desselben betreffen.

16. Das
peren-
nirende
Wesen
der
Religion.

Dieses primäre, fundamentale und in der Stufenfolge der Gottesvorstellungen und Cultformen beharrende Wesen der Religionen ist der Wille zum Leben und dessen Kehrseite, die Furcht des Herrn über Leben und Tod. In dieser Hinsicht gibt es, unbeschadet der Richtigkeit des § 9 gesagten, nur eine Religion. Den ausführlicheren Beweis dieses Satzes haben die folgenden Vorträge über die Einzelculte zu erbringen. Vom altägyptischen Totendienst bis zu den Religionen neuesten Datums, sie werden sich allzumal ausweisen als Proteste gegen den

Tod, sei es, im Namen der Einzelseele, gegen den Tod des Individuums, sei es, im Namen der Volksseele, gegen den Untergang des Stammes und Volkstums. Der Unsterblichkeitsglaube, diese Substanz aller Religion, ist ein allgemeiner. Dass er, sofern er das Individuum betrifft, schüchterner und schwächer erscheint, wo, wie bei den Hebräern, den Griechen, das Individualbewusstsein mehr hinter dem nationalen zurücktritt, mehr ein modales als ein substantielles ist, ändert nichts an der Sache, da in solchen Fällen der collective Unsterblichkeitsglaube, beispielsweise der Glaube an die Zukunft Israels im alten Testamente, um so schärfer hervortritt. Auch der persische Dualismus lässt den Gott des Lichtes und des Lebens schliesslich Herr werden über den des Todes und der Vernichtung. Das semitische und auch sonst allenthalben verbreitete gottesdienstliche Menschenopfer, das gegen uns zu zeugen scheint, ist, näher betrachtet, nur eine Beförderung des Individuums in's «bessere Jenseits», ein «homöopathisches» Bannen des Todes durch den Tod.

Eine Ausnahme bildet zwar der ursprüngliche Buddhismus, aber eine solche, die, weit entfernt unsere These zu entkräften, derselben vielmehr zum Belege dient. Der ursprüngliche Buddhismus nämlich erscheint allerdings eher als Wille zum Sterben und Verschweben (Nirvana), denn als Wille zur Fortdauer, eher als Geringschätzung und Verachtung denn als Furcht der Gottheit, ist aber noch keine Religion im eigentlichen Sinne, vielmehr ein Protest gegen dieselbe, und muss, sobald er selbst Religion wird, sein Nirvana mitsamt dem vergötterten Buddha zum positiven Jenseits umgestalten. Oder richtiger gesagt: er wird erst dadurch zur Religion, dass er sich einen Gott gibt und ein Paradies zurecht macht, so gut wie Christentum und Islam.¹

¹ Ebensowenig vermag die «Ausnahme» des Skepticismus die That-sache umzustossen, dass alle Metaphysik aus dem Wissenstrieb fliest.

Besonders mächtig dagegen, ja mit typischer Energie, tritt der Wille zur Fortdauer — und zwar zur individuellen Fortdauer — im Christentum auf, und Legion sind die neutestamentlichen Stellen, welche ihn als den «Vater» der Religion erscheinen lassen. Als den letzten Zweck seiner Nachfolge erklärt Jesus ausdrücklich das «Ererben des ewigen Lebens».¹ Wir sollen ihm nachfolgen, ihn lieben, ihm vertrauen, weil er «die Auferstehung und das Leben»,² «das ewige Leben»,³ ist, auf dass auch wir das ewige Leben haben.⁴ Wer sein Wort hört, hat das ewige Leben und ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.⁵ Wer sein Fleisch isst und trinket sein Blut, der hat das ewige Leben.⁶ Er hat Worte des ewigen Lebens.⁷ Sein Gebot ist das ewige Leben⁸ und wer den Willen Gottes thut, «bleibet in Ewigkeit».⁹ Unsere nächsten Verwandten und teuersten Güter sollen wir verlassen um Jesu Willen,¹⁰ d. h. doch wohl (da Jesus = die Auferstehung und das Leben) um des ewigen Lebens willen, das er uns gewährt, zusichert, verbürgt. Dem Christen ist sonach Christus und ewiges Leben eins und dasselbe. Seine Liebe zu Christus, sein Trachten und Heimweh nach ihm ist eben seine Sehnsucht nach Unsterblichkeit, sein Wille zum unvergänglichen Leben. Ja, dem Apostel Paulus ist Auferstehung und Unsterblichkeit so sehr Kern und Stern des Christenglaubens, die Kunde vom auferstandenen Messias so sehr das ganze Christentum, dass ihm die Bezweiflung desselben der Leugnung des Christentums selbst gleichkommt. Ist doch Jesus der Christ und Erlöser und Gott nur weil und insofern er «dem Tod die Macht ge-

¹ Matth. 19, 29 u. parall. ² Joh. 11, 25. ³ 1 Joh. 5, 20.

⁴ Joh. 4, 14. ⁵ Ib. 5, 24. ⁶ Ib. 6, 54. ⁷ Ib. 6, 68. ⁸ Ib.
12, 10. ⁹ Ib. 2, 17. ¹⁰ Matth. 19, 29 u. parall.

nommen, Leben und unvergängliche Wesen ans Licht gebracht hat durch seine Auferstehung» (d. h. uns durch seine Auferstehung *unsere* Auferstehung *ad oculos* demonstriert hat), so dass «wenn Christus nicht auferstanden» (d. h., in der Sprache der Bibel, nicht unsterblich) und somit *unsere* eigene Unsterblichkeit unverbürgt ist, «wir die elendesten unter allen Menschen sind».¹ Denn das Ende, dem wir zustreben, ist das ewige Leben.² Der Sünde Sold ist der Tod, die Gnadengabe Gottes aber das ewige Leben.³ Man vergleiche mit diesen Aeusserungen: 1 Cor. 5, 53—55; Galater 6, 8; 1 Timoth. 1, 16 (Zum Vorbilde für die, so an ihn glauben sollten, zum ewigen Leben), Tit. 1, 12 (Auf Hoffnung des ewigen Lebens); 3, 7 (Auf dass wir Erben seien des ewigen Lebens); 1 Tim. 6, 12 (Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben!) Als Beleg dafür, dass Religion — die christliche so gut als ihre Vorstufen und in noch höherem Grade — Wille zum ewigen Leben ist, lässt doch wohl letztere Stelle an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Dem intensiven Unsterblichkeitstrieb entsprechend, der sich im Evangelium vom auferstandenen Menschen- und Gottessohne kundgibt, ist denn auch das Grundgefühl des Jesusjüngers seinem Gotte gegenüber wesentlich noch Furcht (*φόβος*),⁴ wenn auch nicht die sklavische Furcht des Knechts, sondern die liebeverklärte des Kindes und Erben.⁵ Denn wie sollte er nicht vor Dem erbeben, der «allein Unsterblichkeit hat»,⁶ diese also als Gnadengabe ihm gewähren, aber auch im heiligen Zorne über die Sünde verweigern kann; der seinen sehnlichsten Herzens-

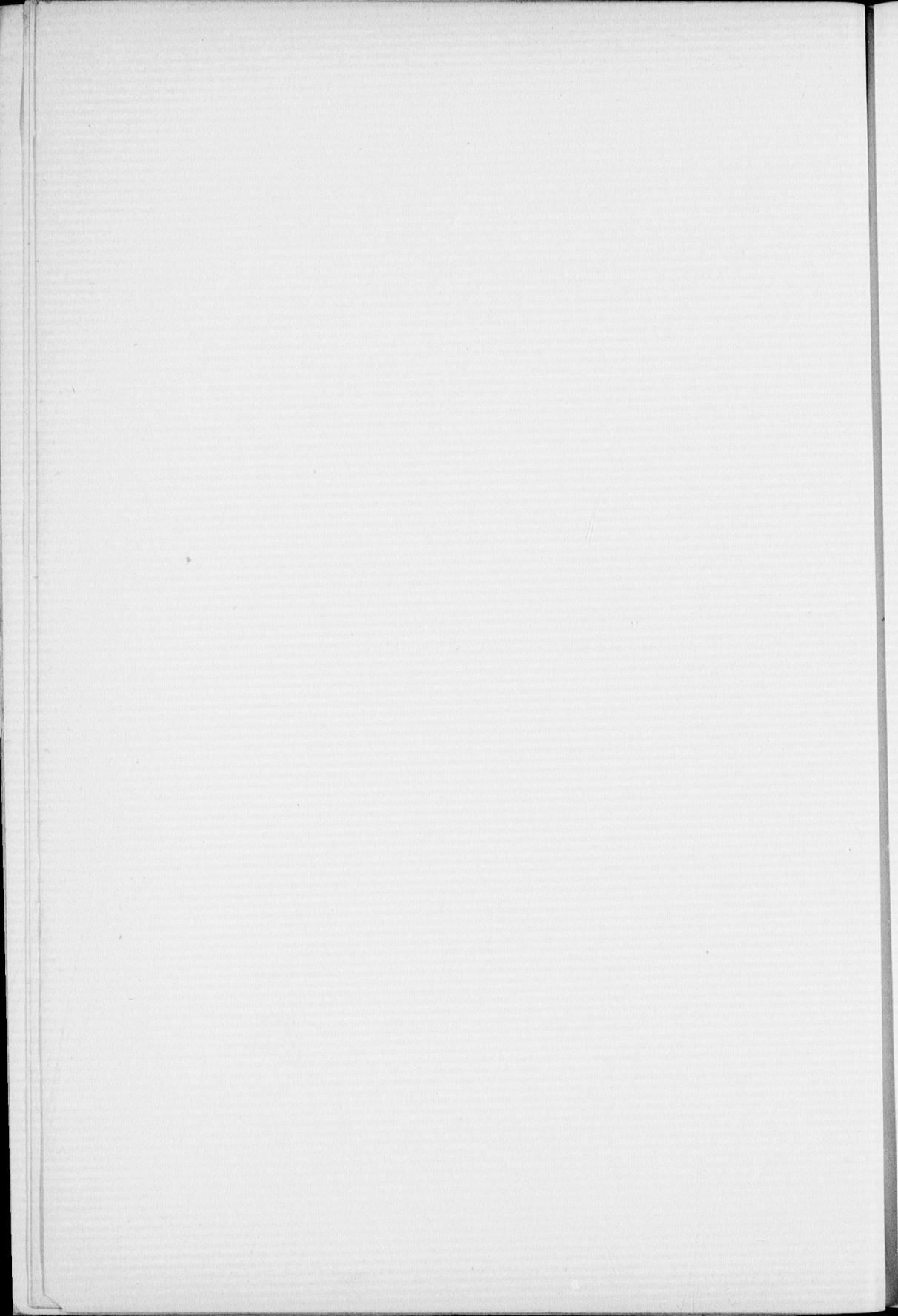
¹ 1 Cor. 15 16-19. ² Röm. 6, 2. ³ Röm. 6, 23. ⁴ 2 Cor. 5, 17; 7, 1. Ephes. 5, 21. Col. 3, 22. Hebr. 12, 28. ⁵ Gal. 4, 7.

⁶ 1 Tim. 6, 16.

wunsch zu erfüllen, aber auch auf ewig zu vereiteln die Macht besitzt? Charakteristisch ist, dass dasselbe Neue Testament, welches erklärt, Furcht sei nicht in der Liebe¹ uns unsere Seligkeit schaffen lässt mit Furcht und Zittern.² Jenes, die *τελεία ἀγάπη*, ist eben das Ideal, das vom Christen erstrebt, diesseits aber der Todespforte nicht voll und ganz erreicht wird.³ Reale Religion — und dieser allein gilt unsere Untersuchung — ist auch auf neutestamentlichem Standpunkte: heilige Scheu vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle,⁴ also genau dasjenige als was sie §§ 1—3 beschreiben.

¹ 1 Joh. 4, 18. ² Phil. 2, 12. ³ 1 Cor. 13, 10-12. ⁴ Matth. 10, 28.

ERLÄUTERUNGEN UND CITATE.



I. Zu § 2.

Dass alle Religion praktisch, ist nicht so zu verstehn als ob Religion ohne äussere Manifestation rein unmöglich sei. Es hat Religionen gegeben, sagt Max Müller (Ueber die Wahrnehmung des Unendlichen, Deutsche Rundschau, Mai 1878), es gibt sie noch, in denen wir auch keine Spur eines äusseren Gottesdienstes finden. M. beruft sich u. a. auf einen Artikel in der Februarnummer 1878 des Journals des anthropologischen Instituts, beschreibend eine Mission, welche von Benedictinern in Neu-Nursia im westlichen Australien, nördlich von Swan River, als zur Diöcese des katholischen Bischofs von Perth gehörig, gestiftet worden ist. « Diese Benediktiner Mönche gaben sich grosse Mühe die religiösen Ansichten der Eingeborenen zu erforschen. Eine Zeit lang hindurch fanden sie auch nicht die geringste Spur von irgend etwas, was den Namen Religion zu verdienen schien. Nach dreijähriger Missionsarbeit, erklärt Monsignore Salvado, dass die Eingeborenen keinen Gott anbeten, weder einen wahren noch einen falschen. Nichtsdestoweniger glaubten sie, so fährt er fort, an ein allmächtiges Wesen, den Schöpfer Himmels und der Erde. Sie nennen ihn Motogen, und meinen er sei etwa wie ein

sehr grosser, starker und weiser Mann, ihrer Farbe und ihres Landes. Der Akt seiner Schöpfung bestand in einem Hauche. Um die Erde zu schaffen, sagte er: Erde komm! er hauchte, die Erde war geschaffen. Ebenso that er mit Sonne, Bäumen, Känguru. Dieser Motogon, der Urheber alles Guten, ist im Streite mit Cienga, dem Urheber alles Bösen. Dieser entfesselt Wirbelwind, Gewitter, er ist der unmittelbare Verursacher des Todes ihrer Kinder, deshalb fürchten ihn die Eingeborenen. Motogon, meinen sie, sei längst altersschwach und tot, und sie bezeugen ihm daher keine Art von Verehrung. Aber auch Cienga, obgleich er noch immer die Kraft besitze den Menschen alles mögliche Uebel zuzufügen, wird nie durch irgend welche Handlung versöhnt. Niemals, so schliesst der Bischof, habe ich irgend einen Akt äusseren Gottesdienstes bei ihnen bemerkt, noch sah ich irgend etwas, was auf irgend welche innerliche Gottesverehrung hindeuten konnte. »

II. Zu § 5.

Ueber den Anthropopathismus sagt Leopold Einstein (Ausland, 3. Mai 1880):

Der Mensch erblickte wirklich (und noch heute ist es so) allenthalben sein eigenes Ich. . . . Die Natur spiegelte ihm überall sein eigenes Wesen. So erblickte er im grünenden Lenze den lachenden Jüngling, im welkenden Herbste den hinsterbenden Greis. So sah er in der Sonne den feurigen Sonnenherren (Baal), den König der Welt (Melech, Moloch), im Monde des Sonnenmanns Gemahlin, die Himmelskönigin (Melecheth-Haschamaim, Jerem. 44, 18), und so dachte er sich alle Dinge von einem menschlichen Geiste belebt und bewegt, wie dies noch heute die Denkweise des Kindes und des ungebildeten Menschen ist. So vernahmen unsere alten Deutschen in dem Donner des Gewitters das Brüllen eines Stiers und

sie sahen in dem Blitze sein blitzendes Horn. Deshalb war Thor, der Donnergott, stierköpfig gedacht und abgebildet. Die Furcht vor dem Blitze, der in Begleitung des grollenden Donners hernieder fiel, erzeugte hier die Idee, dass er ein wilder Ur sei, der ja gleichfalls mit blitzenden Hörnern und donnerndem Gebrüll über die erschreckten Menschen der Urzeit herfiel. Deshalb heisst auch der Sonnenstrahl im Hebräischen keren, daher karan, strahlen und coronare, krönen. Und so stellten sich die Alten den Donnergott vor, als Menschen mit dem Stierkopfe, und ebenso dachten sie sich auch die Sterne als menschliche Wesen u. s. w.

Und O. Schrader: Eine neue und bedeutungsvolle Seite nimmt die Naturerscheinung an durch die schon in der Ursprache der Arier vollzogene Unterscheidung der Geschlechter. Es gibt nun männliche und es gibt weibliche Naturgottheiten. Dyaus und Agni scheinen dem Arier männlich, Ushas ist ihm ein Weib. Damit ist die Vergleichung der Vorgänge in der Natur der menschlichen Phantasie wesentlich näher gerückt. Eine Fülle neuer Vorstellungen springt nun hervor. Die Ushas erscheint als die festlich geschnückte Braut, welche der feurige Sonnengott verfolgt, oder als die junge Mutter, die die künftige Sonne unter ihrem Herzen trägt, oder als die geschäftige Hausfrau, die mit dem frühesten von ihrem Lager sich erhebt, so werden die ältesten Arier gedacht und — geträumt haben. Und nach dem Bilde der irdischen Familie, wo der Einfluss des Einzelnen dem Willen des Herrn gegenüber verschwindet, regt sich allmählich leise das Bestreben, auch die Macht der Naturgewalten gegeneinander abzustufen . . . die Farbenpracht des jungen Frührot töten die Strahlen der höher steigenden Sonne, die Sonne selbst verbirgt sich hinter finstere Gewitterwolken, ewig unverändert schaut nur der Himmel auf die Erde herab: er ist also der Erzeuger,

Vater und Herr (Ζεύς πάτηρ, Dyaus-pitar, Ju-piter) und sie die Kinder, die Himmelserzeugten und Himmlischen (deva, deus, von div, strahlen, wie dyaus). Doch der Geist der Arier begnügt sich nicht mit der Vorstellung, er will auch begreifen und deuten. Wie mag es kommen, wird man sich schon in der Urzeit gefragt haben, dass Sonne und Mond durch so ewigen Wechsel verbunden am Himmel erscheinen? Sie werden wohl in einem Verhältnis zu einander stehen, sie werden wahrscheinlich Mann und Frau sein. Allein wie kommt's, dass sie nie zusammen erscheinen, sondern dass eines flieht, wenn sich das andere erhebt. Auch darauf antwortet das kindliche Gemüt der Arier: Mond und Sonne müssen eben schlechte Ehegatten sein. Und so weiter, und so weiter. Wir sind hier an dem Quell angekommen aus dem die wogenreiche Flut der arischen Märchen und Mythen entspringt.

III. Zu § 12.

Fetisch (portugiesisch feitiço, factitium quid, von facere im Sinne von anthun, bezaubern, also ein Zauberübendes) ist ein beliebiger, der organischen oder anorganischen Natur angehörender Gegenstand, der entweder als höheres Wesen oder als Wohnsitz, Hülle, Verkörperung eines solchen betrachtet wird. Fetischismus oder die Verehrung von Fetischen («Verehrung» cum grano salis zu verstehn!), gleichbedeutend mit Pandämonismus, ist die allerniederste Form der Religion, die Religion der noch im Stadium der Kindheit stehenden Menschheit. Zwar, einer von Max Müller und anderen vertretenen Ansicht zufolge, wäre er nicht sowohl Anfang, als vielmehr eine Corruption der Religion, die kindisch gewordene Religion. M.'s Theorie entbehrt jedoch des durchschlagenden Beweises. Unserer Ansicht nach kann Fetischismus beides zugleich, hier Rudiment, dort Verkümmерung der Gottes-

verehrung sein. Thatsächlich finden wir ihn heute noch, nicht etwa nur bei den auf der niedrigsten Stufe der Cultur zurückgebliebenen Völkern Nordasiens, Africas, Americas und Australiens, sondern als Zauberei vielfach auch in der Landbevölkerung der gebildetsten Staaten Europas. Als die niedrige und älteste Form des religiösen Bewusstseins lebt sie hier fort neben den höchsten und vollendetsten Formen der Religion, ja innerhalb derselben, gleichwie im Bereiche der organischen Natur die elementarischsten Pflanzen- und Tierarten neben den höchstentwickelten fortbestehen.

Der Fetischismus niederster Art (unmittelbare Verehrung des sinnlichen Gegenstandes) beruht auf der kindischen Selbstspiegelung, vermöge welcher der Urmensch, wie das Kind in seinem Spielzeug, überall in der Natur ein ihm ähnliches Lebendiges findet, derjenige zweiter Stufe (eigentlicher Fetischismus) auf dem allen Urvölkern gemeinsamen Geisterglauben (Spiritualismus, Animismus,¹ welcher selbst aus der Reflexion über die Erscheinungen des Schlafes und des Todes entsprungen ist. Der bisher sich selbst bewegende Körper liegt jetzt als starre regungslose Leiche da. Es muss also vorher etwas in ihm gewesen sein, was ihn bewegte, eine Ursache seiner Lebendigkeit, und dass er starr und regungslos, ist die Folge davon, dass jenes Etwas mit der letzten Ausatmung, und als solche (Atem, Odem, Hauch, nefesch, ruach, anemos, psyche, spiritus, anima) aus ihm entflohen ist. Bekräftigt in diesem Schlusse wird der Naturmensch durch die Thatsachen des Schlafs und des Traums. Ruhig und regungslos liegt der Schlafende da, während er doch, nachdem er wieder erwacht, zu erzählen weiss, wie er

¹ Animismus und Spiritualismus werden von den Religionsforschern so unterschieden, dass Animismus einfach den Glauben an Geister, Spiritualismus dagegen oder Spiritismus den Glauben an die Möglichkeit diese durch Zaubermacht zu beherrschen bedeutet.

frei im Raume sich bewegt, draussen in Wald und Flur herumgeschweift, die bekannten Toten (d. h. eben jenes aus ihnen gewichene und sie überlebende Etwas) wieder getroffen und mit ihnen verkehrt habe u. s. w., u. s. w. Der so Herumschweifende und der ruhig Daliegende können doch nicht ein und dasselbe Wesen sein. Jener ist vielmehr ein anderer als dieser: er kommt und geht, er hält sich in diesem auf und bewegt ihn, er entweicht aus ihm und lässt ihn regungslos. Wir alle haben so unsern Doppelgänger, in uns allen, sofern wir leben, wohnt ein solcher unsichtbarer Beweger, Lebenshauch, Geist oder Seele, und desgleichen ausser uns, in allem Lebendigen. Luft und Wasser, Berg und Thal, Wald und Steppe, Wolke und Abgrund, was saust und braust, was flutet und rauscht, was stöhnt und dröhnt, was ächzet und jubelt, was grünt und blüht, was kreucht und fleucht, was kommt und geht, entsteht und vergeht, es ist alles beseelt, alles von Geistern erfüllt. Diese schweben frei herum oder nehmen Wohnung in bestimmten Gegenständen, gleichgültig ob diese dem Tier-, Pflanzen- oder Steinreiche angehören, und solche Gegenstände¹ werden dann als Fetische,² d. h. als göttliche Dinge verehrt. Mit höherer Macht ausgestattet, werden sie als Schutzmittel gebraucht, teils von Einzelnen, teils von Familien, Stämmen, Völkerschaften. Es gibt Privatfetische (z. B. ein Stück Holz, an welches ein Neger den Fuss stösst, wird ihm zum Fetisch) und Volksfetische (Tiger, Schlange, Bär u. s. w.); es gibt künstliche und natürliche Fetische, wovon Sammlungen im British Museum und anderwärts sich befinden. Die kindische Phantasie hat hier einen unbegrenzten Spielraum.

¹ Baum, Stern, Stück Holz, Tiers oder blos Horn, Klaue, Büschel Haare u. s. w. ² Der Ausdruck findet sich angeblich zuerst bei De Brosses: *Du culte des dieux fétiches*, 1760.

Vom Fetische und dem Verhältnisse des Gläubigen zu ihm gilt natürlich, was von den «Geistern» überhaupt gesagt worden ist, als deren Verkörperung sie betrachtet werden. Es ist im Bereiche des Fetischismus weder objectiv von ehrfurchtgebietenden eigentlichen Göttern, noch subjectiv von «schlechthinigem Abhängigkeitsgefühl» die Rede; ja der Fetischdiener fühlt sich seinen Fetischen gegenüber so wenig abhängig, er hat vor ihnen so wenig Ehrfurcht, dass er sie misshandelt, zerbricht, in's Wasser wirft, also straft, und gegen andere vertauscht, wenn sie seinen Wünschen zuwiderhandeln, seinen Willen nicht erfüllen. Der eigentliche Untergebene, hat man richtig gesagt, ist hier nicht der Mensch, sondern die Gottheit. Der Fetisch oder sein «Geist» verhält sich zum Gotte des Polytheismus und Monotheismus, wie die Puppe, womit das Kind spielt, zu den Realitäten des Mannesalters.

Spuren, und recht deutliche Spuren, dieses kindlich familiären Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, dieser «noch spielenden Religion» finden sich auch in den höheren Formen des Polytheismus und Monotheismus. Es ist richtig bemerkt worden, dass wenn z. B. Xerxes das Meer peitschen lässt, um es zu bestrafen, dies eine echt fetischistische Praxis ist. Desgleichen wenn, wie Livius berichtet, ein römischer Feldherr, vor einem Treffen mit den Karthagern, die heiligen Hühner in's Meer werfen lässt, weil sie nicht fressen wollen, «damit sie doch wenigstens saufen». Ja bis in's Christentum hinein lässt sich die Spur fetischistischen Religionswesens verfolgen. Hierher gehört: jener süddeutsche Bauer, welcher den heiligen Florian, der den Dorfbrunnen zierte, in's Wasser wirft, weil er bei einer Feuersbrunst nicht helfen will, und der entrüstet ausruft: Wenn du nicht löschen willst, so sauf! — jene Tyrolerin, welche, bei der Nachricht vom Tode ihres Kindes, um dessen Leben sie lange mit der Madonna gerungen hatte, dieser das lose befestigte Christuskind

aus dem Arme reisst, und es in den nahen Bach wirft, mit den Worten: So sollst auch du spüren wie es thut, ein Kind verlieren, u. s. w., u. s. w.¹

In der niedrigsten und kindischsten Form finden wir noch heute den Fetischismus bei den noch vorhandenen Wilden Australiens, bei den Maoris auf Neuseeland, überhaupt in Polynesien sowie auch in Africa, besonders in der sogenannten grossen Negerrasse.² Eine höhere Stufe nimmt er bei den «Indianern» America's ein, wo sogar ein monotheistischer Zug sich kundgibt, insofern über allen Geistern der eine «grosse Geist» (Manitu) herrschen soll.³ Auch werden hier die Götter mit Namen unterschieden: was bereits ein Charakteristicum des über den Fetischismus sich erhebenden Polytheismus ist.

Auf allen Stufen des Fetischismus finden wir übrigens

¹ Vgl. Erläuterung V. ² Dieselbe zerfällt, nach Pott's gründlichen Untersuchungen, in 4 sehr verschiedene Rassen, nämlich 1. die Bantu (Leute), von Kongo- und Nigermündung bis zum Oranjefluss, begreifend: die Kaffern, Zulu, Sambesi- und Sansibarbewohner im Osten, die Betschuanen, Matebele und zahlreiche Stämme im Centrum und Westen Africas; 2. die eigentlichen Neger (Senegambier, Sudanesen. Gallavölker); 3. die Hottentoten und Buschmänner, die tiefste aller Rassen (südlich der Galla); 4. Die Nubier, mit Ausschluss der vielfach gekreuzten Abessinier: die kleinste aber entwickelteste Gruppe in dem früher mit dem Namen «Neger» bezeichneten Völkercomplex.

³ Die Hidatias oder Grosventres am Missouri nennen ihn den alten unsterblichen Mann, den grossen Geist, das grosse Geheimnis. Uebrigens verehren auch sie, ausser ihm, alles was es in der Natur gibt. Nicht nur der Mensch, sondern Sonne, Mond, Sterne, alle niedern Tiere, alle Bäume und Pflanzen, Flüsse und Seen, viele verschlagene Steine und losgerissene Felsen, selbst Hügel, Vorsprünge die allein stehn, ja alles was nicht von Menschenhänden gemacht ist und ein unabhängiges Wesen hat, oder individualisiert werden kann, besitzt einen Geist, oder richtiger einen Schatten. Diesen Schatten gebührt ein gewisser Respekt und Verehrung, obgleich nicht allen in demselben Masse... Die Sonne wird hochverehrt und man bringt ihr viel kostbare Opfer.» (Ethnography and Philology of the Hidatsa Indians by Washington Matthews, Washington 1877, citirt von Max Müller, Ueber die Wahrnehmung des Unendlichen.)

den Unsterblichkeitsglauben, in welchem das innerste Wesen aller Religion, das Nichtsterbenwollen, zum bedrängten Ausdruck kommt. Bei den Maoris herrscht dieser Glaube sogut, ja fast noch entschiedener als in den höchsten Religionsformen. Nur denkt sich der Wilde das Jenseits als einfache Fortsetzung des Diesseits. Wer hier Sklave war, wird dort einfach wieder Sklave sein, wer hier Häuptling war, ist es auch dort. Bei der Bestattung eines Häuptlings wird nur deshalb eine Anzahl Sklaven getötet, damit sie ihm in's Jenseits folgen und ihn dort bedienen; desgleichen seine Gattinnen, damit er im Jenseits nicht unbewiebt sei. Die uns befremdende Resignation dieser Menschen dem Tode gegenüber erklärt sich gerade aus der Zuversichtlichkeit ihres Glaubens an die individuelle Fortdauer als einfache Fortsetzung des diesseitigen Lebens ohne Vergeltung.

Uebrigens versichern einzelne Missionare, dass ein im höhern Sinne ethisches Moment dabei nicht gänzlich fehlt. Beim Eidschwure der Neger werden hie und da Fetische berührt und zu Zeugen genommen. Auch findet sich bei den Negern der Glaube, dass sie im Jenseits ihren Fetischen Rechenschaft von ihrem Leben ablegen müssen.

Den kindischen Vorstellungen von den «höheren Mächten», wie sie dem Fetischismus eignen, entspricht selbstverständlich noch kein eigentlicher Cultus, sondern vorerst nur ein kindisches Vorspiel zu dem was wir als Gottesdienst zu bezeichnen pflegen.¹ Es besteht dasselbe beinahe ausschliesslich in Zauberei, d. h. Anwendung von Formeln und Handlungen wodurch die höheren Mächte beschworen werden sollen. Der Priester ist vorerst identisch mit dem Zauberer und Wahrsager, der mittelst gewisser Verrichtungen Macht über die Geister

¹ Vgl. übrigens Erläuterung I.

zu gewinnen und so ihre Macht zu brechen sucht. Dabei zeigt er des öftern, zumal bei den sogenannten turanischen Völkern Nordasiens¹, die unter dem Namen Schamanismus² bekannte Tendenz sich aus dem gewöhnlichen Leben und nüchternen besonnenen Zustande in einen solchen der nervösen Erregtheit, der Begeisterung und schliesslich der Ekstase zu versetzen, zum Behuf des Erkennens des göttlichen Willens und der Zukunft. Die Mittel dazu sind Enthaltung von Speise fast bis zum Hungertode, berauschende Getränke, rauschende und berauschende Musik, wirbelnder Tanz u. s. w. Indem der Geistergläubige sich berauscht, macht er sich Mut zum Kampfe mit den zahllosen Gespenstern und Dämonen, die ihm nachstellen und die er bannen zu können glaubt, sobald der Geist mächtig in ihm erregt ist, während er sich im nüchternen Stande ihnen nicht gewachsen fühlt, sich überall und auf jedem Schritt dem Zauber ausgesetzt wähnt.

Wie der Fetischismus so hält auch der mit ihm verbundene Schamanismus in den höher entwickelten Religionen nach. Der berauschende Haoma- oder Soma-Trank (Gerstenspiritus), der den Turaniern südlich benachbarten und geistig höher stehenden Irianer und Inder, die Orgien des semitisch-griechischen Baal-Dionysosdienstes, die orgiastischen Zauberer des späteren Vedismus und Mazdäismus, die rasende Pythia im delphischen Apollocult, die ekstatischen Vorkommnisse in älteren und neueren Secten, das Flagellantentum im katholischen

¹ Mongolische Rasse (Tschuktschen, Jakuten, Tungusen, Kirgisen, Buräten). In Nordamerica ist der Schamanismus besonders stark ausgeprägt bei den Koloschen. (S. den Artikel von Dr. Berghaus im Magazin für die Lit. des In- und Auslands, 1887, Nr. 33.) ² Das Wort «Saman» soweit es Geistbeschwörer heisst, kommt eigentlich nur bei den Tungusen vor. Die Ableitung vom indischen «jamana» ist höchst zweifelhaft. S. einen Artikel von Schott in den Philol. Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften: Ueber den Doppelsinn des Wortes «Schamane».

Mittelalter, ja, die mit klingendem Spiele einherziehende Salvation army, dies alles — um nur einige wenige Beispiele zu erwähnen — sind Erscheinungen schamanistischer Art: atavistische Nachklänge aus der Kindheit des Menschengeistes.

IV. Zu § 13.

In den «Göttern» wie in den «Geistern» bildet sich der Mensch ab, in den Geistern der kindische, in den Göttern der jugendlich aufstrebende und geistig erstarkte Mensch. Waren die Fetische Kinder und Puppen, so sind die Götter des Polytheismus kraft- und lebensvolle Persönlichkeiten, und wie in der Jugend der Geschlechtstrieb eine Hauptrolle spielt, so auch bei ihnen. Man denkt sie sich männlich oder weiblich, durch das Band der Ehe verbunden, Kinder zeugend u. s. w. Jeder Gott hat seine Charaktereigentümlichkeit, seine Erlebnisse, seine Geschichte. Eine solche Geschichte, Erzählung, Göttersage, aus der dichtenden Völkerphantasie entsprungen, ist ein *Mythus*, das ganze desselben, sofern es durch Tradition fixirt wird, die *Mythologie*.

Um das mit diesem Worte bezeichnete «bunte Gemisch von Sinn und Unsinn» richtig zu verstehen und anderes darin zu finden als Albernheit und Unwissenheit, muss man sich auf den naiven Standpunkt ihrer Urheber zu versetzen wissen. Dem Kinde, sagten wir, ist alles lebendig, es redet mit seiner Puppe als mit seinem alter ego; und der Jüngling ist noch ein halbes Kind. Die früheren Jahrhunderte konnten sich nicht auf diesen naiven Standpunkt zurückversetzen. Daher ihre Geringsschätzung der Mythologie. Schon den Philosophen und Forschern des späteren Altertums fehlte der richtige Sinn

für dieselbe. Sie waren, wo es die Mythologie zu deuten galt, in nicht geringer Verlegenheit. Entweder flüchteten sie, wie die Stoiker, zur Allegorie, oder sie erblickten im Mythus idealisirte wirkliche Geschichte. So Euhemerus (300 v. Chr.) und seine Schule.

Gründlicher ist Wesen und Ursprung der Mythologie erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (D. Hume, *Natural history of religion*, und Chr. G. Heyne, Creuzer's Vorläufer) und besonders in unserm Jahrhundert seitens der Philosophie und namentlich der Philologie untersucht worden. Unter den Philosophen hat sich, nach Hume, vornehmlich Schelling, unter den Philologen, Gottfried Hermann, Creuzer, Otfried Müller und Max Müller um die Wissenschaft der Mythologie verdient gemacht.

Während man diese ehedem als ein Gewirr poetischer oder altweibischer Fasaleien oder gar als Carricatur der heiligen Schrift alten Testaments gering schätzte, ist sie für Schelling ein logischer Process und zwar ein realer Process des Gottesbewusstseins im menschlichen Bewusstsein. Die Götter in ihrer historischen Aufeinanderfolge sind ihm die Etappen des Selbstbewusstwerdens Gottes in der Geschichte. Auch Hermann (*Mythologia Graecorum antiqua*, 1807) erblickt in aller Mythologie Philosophie, in allen Mythen im letzten Grunde philosophische Wahrheit. Schelling's und Hermann's Systeme vertreten also das der früheren geringschätzenden Auffassung entgegengesetzte Extrem, sind aber deshalb einseitig. Die der Mythologie zu Grunde liegenden Wahrheiten sind zumeist schllichte, einfache Sätze aus der tagtäglichen Erfahrung des Ackerbauers oder des Hirten, in die Form anthropomorphisirender Dichtung eingekleidet. Bei den Liebesabenteuern des Zeus, bei den Leistungen des Herakles, bei den Gewittermythen der Inder und Griechen liegt dies klar zu Tage: jene Abenteuer drücken die einfache Wahr-

heit aus, dass der regnende Himmel die Erde befruchtet; die Arbeiten des Hérakles sind die Wirkungen und astronomischen Beziehungen der Sonne u. s. w. Es sind die verschiedensten Naturerscheinungen in der Gestalt menschlicher Erlebnisse, also noch lange keine Philosophie. Es gibt zwar allerdings philosophische Mythen, womit aber noch nicht gesagt ist, dass alle Mythen Philosophie enthalten. Richtig ist indess die Ansicht Hermann's, dass die Mythologie etwas besseres und im letzten Grunde vernünftigeres ist, als das, wofür man sie wollte gelten lassen.

Im Unterschiede von Hermann's System fand Creuzer (Symbolik und Mythologie der alten Völker, 6 Bände) in der Mythologie überall Religion. Ihm ist sie wesentlich ein Erzeugnis des religiösen Gemüts und der Phantasie, welche darauf ausgeht, Ideen, Vorstellungen, Bilder zu entwerfen von den «höheren Wesen, die wir ahnen». Indem er aber diese Vorstellungen, Bilder und Sagen, wie sie bei den verschiedensten Völkern und Stämmen sich ihm zeigen, vergleicht und einander sehr ähnlich findet, drängt sich ihm — und dies ist das Hauptcharacteristicum seines Systems — die Vermutung auf, dass alle Mythologien und Religionen wesentlich mit einander verwandt¹ und sämtlich von einer Urreligion abstammen, welche Monotheismus gewesen, durch die Vervielfältigung aber der Stämme und Völker zum Polytheismus geworden sei. Einen Teil dieser Ansicht freilich nur einen Teil, hat die vergleichende Philologie dadurch bekräftigt, dass sie den gemeinsamen Ursprung der meisten europäischen Völker und der südasiatischen

¹ Er hat dies mit besonderem Erfolg für die Sage vom babylonischen Turme nachgewiesen. S. die Belege zu Creuzer's Ansicht in der Deutschen Rundschau, 1886, X (Das geographische Bild der Menschheit von Friedrich Ratzel, p. 57-59).

Arier¹ darthut. Zend, Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Deutsch, die slavischen Sprachen, sind alle Abkömmlinge, Varietäten, Dialekte einer gemeinsamen Ursprache, wie heutzutage Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch Abkömmlinge des Lateinischen sind. Und wie die Verwandtschaft der Sprachen, so hat sich, mittelst Vergleichung der Götternamen, auch die Verwandtschaft der Religionen und Mythologien aller dieser Völker nachgewiesen, so dass diese verschiedenen Mythologien gewissermassen nur verschiedene Dialekte der einen Urreligion der Arier zu betrachten sind: Der griechische Uranos, z. B., ist der indische Varuna, der griechische Zeus der indische Dyaus (der heitere Himmel, auf den der Genetiv Διός noch deutlicher hinweist), der lateinische Jo oder Ju-piter, der germanische Zio oder Tiu (der im englischen Tuesday und im süddeutschen Zisdy fortlebt). Auch dies ist im Creuzer'schen Systeme richtig, dass die ursprünglichen mythologischen Vorstellungen, aus welchen die weiteren sich entspannen, sehr einfach waren. Wo später drei, vier, ja zehn verschiedene Gottheiten sich breit machten, war ursprünglich nur eine. Aus dem einen Sonnengott ist Baal, Bel, Apollo, Moloch, Herakles und eine ganze Menge von besonderen Göttern geworden. Soweit ist Creuzer's Hypothese von einem ursprünglichen Monotheismus zutreffend. Allein diese eine Gottheit, die sich in mehrere zerteilte, war deswegen nicht die einzige, es gab neben ihr noch andere, die sich ebenfalls in der Volksphantasie vervielfältigt haben (der Mond, die Erde u. s. w., u. s. w.). Es kann daher wohl von Heno-

¹ Der Ausdruck Indo-Germanen, womit man ehedem und jetzt wieder vielfach die arische Völkerfamilie zu bezeichnen pflegt, weist auf ihre beiden extremen Vertreter hin im äussersten Osten und im äussersten Westen. Er ist richtiger als der gleichfalls beliebte «Indo-Europäer», insofern auch die grosse Mehrzahl der Nord- und Süd-americaner besagter Rasse angehört.

theismus im Sinne von Max Müller, nicht aber von ursprünglichem Monotheismus im eigentlichen Sinne die Rede sein. Auch das ist nicht richtig, dass die Mythologie nur Religion enthalten soll. Mythologie ist, wie M. Müller treffend sagt, weder Philosophie allein, noch Religion allein, noch allein Naturbeschreibung in poetischer Form, sie ist vielmehr eine eigentümliche Art und Weise, die Dinge vorzustellen und auszusprechen, eine poetische Auffassungsweise, die auf allen möglichen Inhalt Anwendung gefunden.

Nachdem Creuzer's grosser und der Wissenschaft zu früh entrissener Nachfolger Otfried Müller (*Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie*, 1825) unter teilweiser Anlehnung an den Euhemerismus wieder besonders auf die historischen Elemente des Mythus hingewiesen, hat in unseren Tagen der Oxfordter Gelehrte deutschen Ursprungs Max Müller ein Erklärungssystem aufgestellt, das wir, seiner Originalität wegen, ausführlicher erörtern wollen. Wir lassen dabei, wo immer möglich, ihm selbst das Wort.

Zu der dichtenden Phantasie, die bei Hermann eine mehr philosophirende, bei Creuzer eine mehr religiöse ist, fügt Müller einen zweiten Factor der Entstehung der Mythologie hinzu: nämlich den philologischen, den stets fliessenden und sich verändernden Einfluss der Sprache, näher, das Nichtmehrverstehn und Missverstehn der Sprache der Vorfahren. Er bemerkt, dass, «wenn die Sprache der Ausdruck des Gedankens, auch umgekehrt der Gedanke ein Erzeugnis der Sprache ist, und definirt die Mythologie: eine figürliche Redeweise, die später für bare Münze galt, oder auch, eine alte Form der Sprache, einen unverständlich gewordenen Dialekt.

Sehn wir an einer Reihe von concreten Beispielen, was er mit diesem Satze meint.

Die meisten Völker verehrten ursprünglich als Hauptgott den Himmel und dessen Gattin, die Erde. Dieser Gott ist ursprünglich einer, aber er hat die verschiedensten Attribute, er erscheint in den verschiedensten Zuständen, einmal licht, dann wolkig und stürmisch, donnernd, blitzend und regnend. Der Fromme ruft ihn an, der Dichter besingt ihn, einmal als heiteren, lachenden, dann als den Zürnenden, und wiederum als den Segenspendenden, d. h. er ruft einmal den Heiteren, das andere mal den Donnerer, das dritte mal den Segenspender an. Diese Appellative, die ursprünglich einen und denselben Gott bezeichneten, werden allmählich zu festen Eigennamen, deren Bedeutung in Vergessenheit gerät und die man fortan auf verschiedene Subjecte (Götter) bezieht. Statt eines Himmelsgottes hatte man dann einen Leuchtenden (Diu), einen Donnerer (Thor, Ur, Itar), einen Sturmbewegten (Indra) u. s. w. Statt des einen Sonnengottes Helios oder Surya, hatte man den Phœbus Apollo (Bāl, Bel), den Herakles — Daphnephoros — Mantis — Idaios — Olympios — Pangenetor — Endymion¹ u. s. w., u. s. w. Ursprünglich war mit allen diesen Ausdrücken Helios, Phœbos, Apollo, Herakles, Endymion, dieselbe Sonne in verschiedenen Beziehungen gemeint, später ging der Sinn dieser Bezeichnungen verloren, und es entstand die Meinung, dass es sich um viele handle; der relative Monotheismus ging in Polytheismus über, und zwar durch einfaches Missverständnis.

Und wie die Vervielfältigung der Götter, so erklärt sich auch die Bildung der Mythen, d. h. der an die Götter geknüpften Sagen, vielfach durch solches Nichtmehrverstehen der Sprache der Väter. Die jugendliche Mensch-

¹ Endymiōn (Ἐνδυμών, eintauchen) ist die in's Meer eintauchende, also untergehende Sonne.

heit hatte jedenfalls eine poetischere bilderreichere Sprache als die spätere. Wir, die späteren, sagen z. B. es wird dunkel, oder auch: die Sonne geht unter und der Mond geht auf, oder über der untergehenden Sonne geht der Mond auf. Statt dessen sagten die Vorfahren: Selene (der Mond) wacht über Endymion, Selene folgt Endymion, liebt Endymion, küsst Endymion und verliert ihn. Diese Ausdrücke erhielten sich, man nahm sie am Ende wörtlich und es entstand das Märchen, Endymion sei ein junger Bursche gewesen, den ein Mädchen namens Selene geliebt und verloren habe. «Und waren die Kinder, fügt M. hinzu, neugierig, noch mehr zu hören, so gab es jederzeit eine Grossmutter, der es Freude machte zu erzählen, dieser Endymion sei der Sohn der Protogeneia oder Morgendämmerung, oder der Kalyke (Nacht) gewesen, und so rollt der Mythus, einmal in Bewegung gesetzt, fort und schwält an in's Unabsehbare; seine Eltern heissen: Phantasie und Missverständnis.»

Ein anderes Beispiel aus der griechischen Mythologie. Die Vorfahren redeten von Apollo delios (ἀπόλως), dem hellen, leuchtenden Sonnengott. Allmählich ging die Bedeutung von *ἀπόλως* als hell verloren; man deutete *delios*: von oder aus Delos, und so entstand die Mythe der Geburt Apollos auf Delos: sie entstand, m. a. W., aus einem Missverständnis.

Ein drittes und letztes aber sprechendes Beispiel, wiederum aus der griechischen Mythologie: Die Vorfahren schon verehrten als höchsten Gott den Zeus. Sie nannten ihn den Gott der Zeiten, d. h. der ewige Gott, Zeus ζεύς oder ζεονίδης. Ableitungen auf *ών* und *ίδης* hatten ursprünglich nicht ausschliesslich patronymische Bedeutung und drückten eine beliebige Beziehung aus. Zeus kronion hiess also nicht Zeus, Sohn des Kronos, sondern im Gegenteil: Zeus, Herr des Kronos, d. h. ewiger. Als aber später diese Endungen nur noch als Patronyme

gedeutet wurden, erklärte man im Gegensatze zum wahren ursprünglichen Sinne: Zeus, Sohn des Kronos, und ergab sich so die bekannte Kronosmythe, die also wiederum eine Tochter der Phantasie und — des Missverständnisses ist.

Auch wir, erinnert Müller, verstehn in unsren modernen Sprachen vieles nicht mehr, was sich zwar formal darin erhalten, ursprünglich aber einen andern Sinn hatte. Wer weiss wohl noch, dass Tochter eigentlich und ursprünglich Melkerin (sanskr. Duhitar), pecuniär eigentlich auf den Viehstand (peculum, pecunia, pecus) bezüglich heisst, dass Kleinod einst die mindest wertvollen Stücke, namentlich Eingeweide des geschlachteten Viehs, die der Metzger zuwog, bedeutet hat? Eine Mythe aber gab die andere und aus allen mit einander entwickelte sich an der Hand der dichtenden Volksphantasie ein ganzer Cyclus von Mythen. Müller schliesst aus alledem: Die Entstehung der Mythen hat zwei Hauptfactoren: einen positiven und einen negativen. Der positive ist die anthropomorphisirende Phantasie, der negative die sich von Geschlecht zu Geschlecht umbildende und verändernde Sprache und in Folge davon das nicht mehr verstehn oder auch das wörtlich nehmen alter poetischer Redensarten. Also kurz gesagt: Die Mythologie ist hervorgegangen aus Phantasie und Missverständniß.

Fragen wir noch: wie hat sie sich befestigt und erhalten? so antwortet derselbe Gelehrte: «Befestigt und erhalten hat sie der angeborene Respekt der Menschen (ihre religiöse Pietät) vor dem Alten, Ueberlieferten. Die Ueberlieferungen sind oft seltsam, wunderlich, ja nach Massgabe der zeitgenössischen Ideen immoralisch, und doch nimmt sie jede Generation an und gestaltet sie so, dass sie erträglich werden, oder gar einen tiefen Sinn erhalten. Wir wissen, durch Missionäre, von vielen Hindus, die nicht den mindesten Glauben mehr haben, und

doch die Knie beugen vor den Bildern Wishnus und Shivas. Die Tradition hat sie eben geheiligt. Aehnlich ist die Ehrerbietung die ein Socrates, ein Plato, den Volksgöttern zollt. Das Unerträgliche in der mythologischen Tradition suchen sie mittelst der Allegorie umzudeuten, ihm einen tiefern Sinn unterzulegen. Andere, wie Pindar, ändern sie geradezu . . . dabei bleiben aber doch die Namen: Männer, die die höchste, reinste Vorstellung von der Gottheit hatten, nennen sie immer noch Zeus. Also die Macht der Tradition, die Pietät gegen das von den Vätern überkommene, das ist der Hauptfactor, der die Mythen befestigt, erhalten hat. Dazu kommt aber wiederum die Sprache, die der religiösen Tradition mächtig unter die Arme greift. Sagen wir doch jetzt noch: die Sonne geht auf, geht unter, Regenbogen, Donnerkeile, ohne auch nur entfernt an die Richtigkeit dieser Ausdrücke zu glauben. Sprechen doch die «liberalen» Geistlichen von Evangelium, Heiland, Wort Gottes, und denken sich dabei etwas ganz anderes als die Väter. Die Sprache hat eben diese Ausdrücke sanctionirt; wir gebrauchen sie auch dann, wenn ihr ursprünglicher Sinn uns fremd geworden ist. »¹

So weit Max Müller, der, wie sie sehen, die relative Wahrheit früherer Ansichten in sein System aufgenommen hat, somit allseitiger ist als seine Vorgänger. Worin auch er wiederum einseitig wird, das ist seine allzustarke Betonung und offensbare Ueberschätzung des philologischen Factors. Wie gross und bedeutend auch die Rolle dieses negativen Factors der Mythologie gewesen sein mag, ihr Hauptfactor bleibt, unserer Ansicht nach, der positive: die anthropomorphisirende (das Menschliche und die menschlichen Verhältnisse in die Natur hineintragende) Phantasie im Dienste des religiösen Gefühls.

¹ Essays II, 12

Auch darin möchten wir Max Müller kaum beipflichten, dass er die Mythologie eine figürliche Redeweise nennt, die später wörtlich genommen, also missverstanden wurde. Wenn die Vorfahren gesagt hatten: Selene liebt Endymion, folgt ihm, küsst ihn, verliert ihn, Helios schaut, Helios sendet seine Pfeile, so waren dies in ihrem Munde durchaus keine Tropen, Bilder, Gleichnisse, sondern eigentlich gemeinte Anthropomorphismen.

Mythologie ist einfach: ein natürliches Spiel der dichtenden Volksphantasie, sie ist (nach Simrocks treffender Definition) Poesie und zwar die älteste Poesie der Völker. «Sie hat sich aber — und dies ist die Wahrheit des Müller'schen Systems — entwickelt unter wesentlicher Mitwirkung der Sprache und erhalten Dank dem angeborenen Respekt der Menschen vor dem Altherkömmlichen. Denn: was grau vor Alter ist, das ist ihm heilig.»

V. Zu § 14.

Zur Charakteristik des modernen Polytheismus oder vielmehr Polydämonismus bringt die «Gartenlaube» (1886, Heft 10) folgende kostliche Illustration: «Unter den Dorfbewohnern Südtaliens herrschen noch heute die wunderlichsten Ansichten über die Macht und das Ansehen der «Heiligen». Dieselben sind in förmliche Rangstufen eingeteilt, deren Grenzen allerdings so locker gezogen sind, dass sich über die Macht des einen Heiligen zu der eines andern wohl streiten lässt. Namentlich gilt dies von vielen Schutzheiligen der einzelnen Dörfer . . . Eine Ortschaft verachtet den Schutzpatron der andern und verspottet ihn auf alle mögliche Weise. Wie weiland die Guelfen und Ghibellinen fallen die Anhänger oder richtiger Parteigänger über einander her, und der Streit über die Heiligen spaltet selbst die Familien, wenn die Frau mit den Töchtern

vielleicht zufällig S. Giovanni, der Vater mit den Söhnen S. Antonio anhängt. Namentlich bei den Festen kommt der Heiligenstreit zum Ausbruch. In einem sizilianischen Orte, Medica, gibt es die Parteien der S. Georgianer und der S. Peterianer; die Letzteren thun dem Heiligen der Ersteren allen Schabernack an und umgekehrt. Die S. Georgianer löschten einmal am S. Petertage alle in der Kirche angezündeten Kerzen dadurch, dass sie Hunderte von Fledermäusen losliessen. Am S. Georgstage kam dann die Rache der Petrusmänner: sie nahmen den Zündschwamm aus allen Mörsern heraus und schlugen Nägel hinein, so dass das Fest in der Stille gefeiert und der Knalleffekt verloren gehen musste . . . Der Hass steigert sich bis zur Schändung des Heiligtums, bis zum Einbruch in die Kirchen: zur Unschädlichmachung des feindlichen Heiligen . . . Wer Heidentum kennen lernen will, braucht wahrhaftig nicht nach Inner-Africa zu reisen.»

Buchdruckerei von J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), Strassburg.